

Der Preis für kein Kind

Petra Johann

Kriminalroman

LESEPROBE

LESEPROBE

Aus dem *Kreisanzeiger* vom 22. Juni 2011:

Brutaler Mord im Dobel – Polizei bittet um Mithilfe

Ammerbach. Die Frauenleiche, die vor zwei Tagen in einem Weiher im Dobel, einem Waldgebiet im Norden Ammerbachs, gefunden wurde, ist identifiziert: Wie ein Polizeisprecher gestern auf einer Pressekonferenz bekannt gab, handelt es sich um die 40-jährige Lehrerin Christine Lenz aus Ammerbach.

Die Polizei geht von einem Verbrechen aus. Laut Obduktionsbefund wurde das Opfer durch mehrere Schläge auf den Hinterkopf brutal getötet und anschließend im Weiher versenkt. Zum genauen Todeszeitpunkt wollte sich der Polizeisprecher aus ermittlungstaktischen Gründen nicht äußern, bestätigte jedoch, dass Frau Lenz zuletzt am Freitag, den 17. Juni, mittags im Geschwister-Scholl-Gymnasium in Ammerbach gesehen wurde. Da die Schule in unmittelbarer Nähe des Dobels liegt, bittet die Polizei alle Personen, die das Opfer nach Freitagmittag gesehen oder in der Nähe der Schule etwas Verdächtiges bemerkt haben, um Mithilfe. Hinweise nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.

LESEPROBE

Montag, 27. Juni

1

Das Foto von Christine Lenz prangte auf der Titelseite der Lokalzeitung, dennoch war es Zufall, dass Johanna Bischoff es sah. Es war Zufall, dass die Ampel hinter dem Ammerbacher Ortsschild in dem Moment auf Rot sprang, Zufall, dass Johannas Cabrio neben dem Kiosk zum Stehen kam, und Zufall, dass sie der Zeitung in dem Drehständer überhaupt Beachtung schenkte. Einen kurzen Blick zunächst nur, doch dieser genügte. Johanna erkannte die Frau auf dem Farbfoto sofort. Es war die Unbekannte, die sie vor zehn Tagen angesprochen und die ihr dieses überaus merkwürdige Angebot gemacht hatte. Über den leeren Beifahrersitz und den Bürgersteig hinweg erkannte Johanna ihre Augen, diese großen, grauen Augen, die sie aus dem Zeitungsfoto genauso vorwurfsvoll anzustarren schienen, wie sie es in der Realität getan hatten.

Jemand hupte. Johanna zuckte zusammen und fuhr los. Jedoch nur ein paar Meter, dann parkte sie den Wagen am Straßenrand und lief zurück, um die Zeitung zu kaufen. Es war eine bereits fünf Tage alte Ausgabe des wöchentlich erscheinenden *Kreisanzeigers*. Erst neugierig, dann zunehmend beunruhigt las Johanna den Artikel. Der 17. Juni? Das war doch der Tag, an dem sie der Frau begegnet war. Allerdings nicht hier in Ammerbach, sondern in München, auf dem Alten Südfriedhof.

Auf einem Friedhof – ausgerechnet. Ausgerechnet zwischen alten Gräbern und Gedenktafeln für die Toten hatte die Fremde sie angesprochen, um mit ihr über den Beginn eines neuen Lebens zu verhandeln. Dabei war es ebenfalls Zufall, dass Johanna überhaupt dort gewesen war. Es hatte – wie so

vieles in letzter Zeit – mit einer Auseinandersetzung mit Rainer begonnen ...

*

»Aber Joe, du kannst nicht schon gehen. Du musst dabei sein.« Der Seniorpartner von *S&W Consult* hielt mit seinem in Boss gewandeten Körper die Aufzugtür offen und schaute sie so flehentlich an, dass es das Herz der Eiskönigin zum Schmelzen gebracht hätte. Aber Johanna hatte die schauspielerischen Talente ihres Chefs schon zu oft bewundern dürfen, um beeindruckt zu sein.

»Die Antwort ist Nein. Und jetzt geh endlich aus der Tür. Ich muss los.«

Rainer ignorierte das, wie er alles zu ignorieren pflegte, was ihm nicht passte. »Das Meeting ist wichtig. Nach diesem Kunden angele ich schon seit Monaten. Wenn dieser Fisch anbeißt, dann bedeutet das Arbeit für mehr als fünf Leute hier im Haus.«

»Dann nimm einen dieser fünf als Wurm mit.«

»Haha, sehr witzig!« Seine Stimme bekam einen schmeichlerischen Unterton. »Bitte, Joe. Es geht um die Entwicklung einer Software zur Personaleinsatzplanung in einem ihrer Werke. Niemand versteht mehr davon als du. Und Sie wollen dich! Der alte Grothstück hat ihnen von dir vorgeschwärmt und sie haben dem Meeting überhaupt nur zugestimmt, weil ich ihnen in Aussicht gestellt habe, dass du das Projekt leiten wirst. Wenn du nicht kommst, was soll ich ihnen denn dann erzählen?«

»Wie wäre es mit der Wahrheit? Dass ich *S&W* Ende nächster Woche verlassen werde.«

Doch Rainer grinste bloß. »Wirst du nicht, Joe. Ich habe mit Mick gesprochen. Er ist einverstanden, dein Gehalt um«, er schaute sich kurz im Empfangsraum der Unternehmensberatung um und senkte dann seine Stimme, »um 15 Prozent

zu erhöhen. Und auch die Sache mit dem halben Jahr in München geht klar. Aber darüber können wir später reden, der Kunde wird gleich kommen. Und behaupte nicht wieder, du hättest etwas vor, weil ich dir das sowieso nicht abnehme. Du hast nie etwas vor.«

Sein Grinsen war jetzt so breit, dass Johanna es ihm am liebsten aus dem Gesicht geschlagen hätte. Aber sie wollte nicht zweimal innerhalb einer Woche die Beherrschung verlieren, daher erwiderte sie zuckersüß: »Du täuschst dich, mein Lieber, und das gleich in doppelter Hinsicht: Erstens: Ich würde noch nicht einmal hierbleiben, wenn ihr mein Gehalt verdoppeltet. Und zweitens: Ich habe tatsächlich eine Verabredung – ein Vorstellungsgespräch bei *Fish & Partner*.«

Der Name des erbittertsten Konkurrenten von *S&W Consult* schaffte, was Johanna in den letzten zehn Minuten vergeblich versucht hatte: Rainer machte vor Schreck einen Schritt zurück, die Aufzugtüren schlossen sich und voller Genugtuung über ihren gelungenen Abgang fuhr Johanna ins Erdgeschoss hinunter.

Doch das Gefühl der Zufriedenheit hielt nicht lange an.

Als Johanna durch das Glasportal in die Frühsommerhitze hinaustrat, nagten bereits wieder die Zweifel an ihr, die sie seit ihrer Kündigung verfolgten. Sie fragte sich, was sie tun sollte – in den nächsten Monaten, Wochen und auch heute Abend. Denn natürlich hatte Rainer recht. Sie hatte keine Verabredung, keine berufliche (*Fish & Partner?* Da käme sie ja vom Regen in die Traufe!) und schon gar keine private.

Sie beschloss, spazieren zu gehen, und ging los, ohne Richtung, ohne Ziel, quer durch die quirlige Münchener Innenstadt. Eine Weile ließ sie sich vom Strom der Menschen treiben, bis er sie schließlich in der Nähe des Sendlinger Tors am schwarzen schmiedeeisernen Tor des Alten Südfriedhofs vorbeispülte. Einem Impuls gehorchend trat sie hindurch – und hatte sofort das Gefühl, in eine andere Welt

einzutauchen.

Der Friedhof war schon mehrere Jahrhunderte alt und wurde seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt, sodass er eher einem verwilderten Park glich. Die Hektik und der Lärm der Innenstadt waren hier zwischen den hohen Ziegelsteinmauern nur wie ein fernes Echo zu spüren, selbst die Zeit schien langsamer zu verstreichen. Während Johanna an verwitternden Grabsäulen vorbeischlenderte, die aus grünen Wogen von Farnen und Gräsern ragten, passte sie unbewusst ihr Tempo an, wurde langsamer und langsamer, bis sie schließlich vor einem imposanten Grabmal mit einer überlebensgroßen, steinernen Frauenfigur stehen blieb. Die Figur – Maria? – trug weite, wallende Gewänder. Sie stand schützend über das Grab gebeugt, das unter großen Büscheln von Farnwedeln verschwunden war. Johanna bewunderte den anmutigen Gesichtsausdruck der Skulptur und die fein gearbeiteten Details. Ihre linke Hand war halb geöffnet und jemand hatte sich die Mühe gemacht, eine wunderschöne, blutrote Rose in einem dünnen, mit Wasser gefüllten Plastikröhrchen zwischen die steinernen Finger zu klemmen. Johanna fragte sich, wie derjenige es geschafft hatte, denn die Figur ragte weit über Kopfhöhe aus dem üppigen Grün. War er vielleicht – wenig pietätvoll – am Stein hochgeklettert?

Wie auch immer, er hatte sich die Mühe gemacht, hatte sich die Zeit genommen für diese zugleich rührende und sinnlose Geste. Johanna konnte sich nicht daran erinnern, wann sie sich das letzte Mal für etwas Zeit genommen hatte, das nicht in Großbuchstaben den Aufdruck ARBEIT trug. »Verdammt!«

»Ich hoffe, das gilt nicht mir.«

Erst als sie die Stimme hörte, merkte Johanna, dass sie ihre Gedanken laut ausgesprochen hatte. Sie drehte sich um. Ein paar Schritte schräg hinter ihr stand eine Frau und lächelte sie an.

Johanna lächelte automatisch zurück. »Nein, natürlich

nicht.« Und da es von ihr erwartet zu werden schien, fügte sie hinzu: »Ich habe die Zeit verdammt.«

Die Fremde trat näher. »Die Zeit?«

»Nun ja, eher die Tatsache, dass ich sie so schlecht nutze.«

Johanna schaute wieder zu der Rose, die sich blutrot von dem grün-grauen Hintergrund abhob. Die Fremde folgte ihrem Blick, dann ließ sie ihren Blick über die Gräber schweifen und nickte schließlich.

»Ja, das kann ich verstehen«, sagte sie zu Johannas Überraschung. »Auf Friedhöfen kommen einem schnell solche Gedanken. Man wird an die eigene Sterblichkeit erinnert und daran, dass man nicht unendlich viel Zeit hat, die Dinge zu tun, die einem wichtig sind, oder die Erfahrungen zu machen, die man nicht missen möchte, oder«, fügte sie nachdenklich hinzu, »die Ziele zu erreichen, die man sich gesteckt hat.«

Es war, als hörte Johanna das Echo ihrer eigenen Gedanken. Nur, dass sie schon lange nicht mehr wusste, was ihre Ziele waren. »Ich frage mich, ob die Toten, die hier ruhen, ihre Zeit genutzt haben«, murmelte sie, »ob sie ihre Chancen ergriffen haben.« Natürlich interessierte es sie nicht wirklich, es interessierte sie vielmehr, ob sie selbst ihre Chancen ergriffen hatte, ob sie selbst in ihrem Leben die richtigen Abzweigungen genommen hatte. Im Moment bezweifelte sie es.

Die Fremde schien zu spüren, was in Johanna vorging, denn sie sagte: »Es gibt Chancen im Leben, die darf man nicht vertun.« Sie kam während dieser Worte noch näher und schaute ernst zu Johanna auf.

Johanna betrachtete die Fremde zum ersten Mal genauer und war überrascht. Die Frau trug ein geblühtes Sommerkleid und eine weiße Strickjacke und obwohl dies im Moment modern war, wirkte es an ihr altmodisch. Sie sah eher aus wie eine schüchterne Quäkerfrau als wie jemand, der andere Leute im Park ansprach und über das Leben

philosophierte. Und noch etwas fiel Johanna auf: Die Fremde war nervös. An ihrer Stimme hatte sie es nicht gehört, aber an ihrer angespannten Haltung konnte sie es deutlich sehen.

Und die nächsten Worte bestätigten Johannas Beobachtung, denn die Frau sagte: »Ich bin froh, dass Sie das Thema angesprochen haben, das mit den Chancen, meine ich, denn dann werden Sie mich bestimmt verstehen.« Sie trat noch näher. »Ich stehe selbst am Scheideweg. Ich weiß, in welche Richtung ich gehen möchte, aber ich schaffe es nicht allein. Ich brauche Ihre Hilfe.«

Die Frau stand jetzt so dicht vor Johanna, dass diese den Impuls unterdrücken musste, einen Schritt zurückzuweichen. Halb überrascht, halb irritiert musterte sie die andere. »Sie brauchen meine Hilfe?«

»Ja, ich habe Sie gesucht, um Ihnen einen Vorschlag zu machen. Würden Sie ...« Sie holte einmal tief Luft. »Möchten Sie mein Kind austragen?«

2

»Und du glaubst wirklich, dass es die Frisse war?« Herbert Schulz, seines Zeichens Leiter des Mordkommissariats, fragte es zum dritten Mal. Er lehnte am Fensterbrett in seinem Büro, schaute jedoch nicht hinaus, sondern zu Hauptkommissar Hans Grabmeier hinüber, der aus einem der Stühle am Konferenztisch quoll. In seinem grauen Anzug wirkte Grabmeier ein bisschen wie ein gestrandeter Wal, doch Schulz wusste, dass dieser Eindruck von Lethargie täuschte.

»Ja«, erwiderte Grabmeier ebenfalls zum dritten Mal.

Schulz stöhnte innerlich, aber was hatte er erwartet? Hans Grabmeier gehörte nicht zu den Leuten, die ihre Meinung änderten, nur weil sie mehrfach infrage gestellt wurde. Aber ausgerechnet Dr. Euphemia Frisse ...

Er schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein.«

Grabmeier hob seine mächtigen Schultern und ließ sie wieder fallen. »Ich sehe keine andere Möglichkeit.«

»Aber es muss doch noch jemanden geben, der ein Motiv hatte. Was ist mit dem persönlichen Umfeld von Christine Lenz? Mit ihren Verwandten, Freunden, Bekannten? Gibt es da wirklich niemanden, der infrage kommt?«

Grabmeier schüttelte seinen Kopf. »Die Lenz hatte keine Verwandten außer dem Ehemann und dem Stiefsohn und beide haben ein Alibi. Der Stiefsohn lebt in den USA und der Ehemann ... Na ja, du weißt ja selbst, was mit dem ist. Und ihr Freundes- und Bekanntenkreis war ebenfalls ziemlich überschaubar. Die Einzige, mit der wir noch nicht gesprochen haben, ist eine Freundin namens Tanja Rupp. Die ist zurzeit im Urlaub, Mallorca.«

Schulz gab nicht auf. »Was ist mit ihren Schülern? Heutzutage werden doch ständig Lehrer von ehemaligen Schülern angegriffen, die sich wegen irgendetwas rächen wollen. Da

muss es doch zig Möglichkeiten geben.«

»Das haben wir als Erstes ausgeschlossen. Wir haben mit dem Direktor gesprochen: Christine Lenz hat in den sechs Jahren, in denen sie am Geschwister-Scholl-Gymnasium unterrichtete, nicht einen einzigen Verweis erteilt. Konflikte zwischen ihr und ihren Schülern scheinen meistens zugunsten der Schüler ausgegangen zu sein – hauptsächlich deswegen, weil die Schüler sie nicht sehr ernst nahmen. Sie scheint nicht viel Autorität besessen zu haben.«

»Was ist mit schlechten Noten?«

»Ebenfalls Fehlanzeige. Sie hat nur einmal einem Schüler eine Fünf im Zeugnis gegeben. Einem Schüler zudem, der wegen zweier Sechsen in Mathe und Physik ohnehin nicht versetzt worden wäre.«

»Und?«, fragte Schulz hoffnungsvoll.

Doch Grabmeier erstickte die Hoffnung sofort im Keim. »Er hat ein erstklassiges Alibi. Er stand vor Tausenden kreischender Fans auf einer Bühne am Ostseestrand. Nach seinem Rauswurf aus der Schule hat er irgend so eine Castingshow gewonnen und ist jetzt Popstar.« Er räusperte sich. »Du greifst nach Strohhalmen, Herbert. Natürlich können wir nicht ausschließen, dass Christine Lenz nach ihrem Streit mit der Frisse allein in den Wald, diesen Dobel ging, wo sie dann einen Fremden traf, der sie tötete. Aber wieso hätte er das tun sollen? Sie wurde nicht missbraucht, sie wurde nicht beraubt ...«

»Ihre Handtasche ist weg.«

»Aber ihre Perlenkette und ihr goldener Ehering sind noch da. Und ein Raubmörder hätte sich wohl kaum die Mühe gemacht, die Leiche fünfzig Meter durch den Wald zu schleppen, um sie in dem Weiher zu verstecken.«

»Könnte sie nicht einfach mit einem Fremden in Streit geraten sein?«

»So konfliktscheu, wie sie war? Nein, sie hatte nur mit einer Person Streit, mit der Person, die sie getötet hat. Mit

Dr. Euphemia Frisse. Was stört dich so an ihr? Sag nicht, du hast Angst vor ein paar weltfremden Weihrauchschwengern.«

Schulz zuckte zusammen. Wenn es bloß Weihrauchschwenger wären! Er drehte sich um und schaute aus dem Fenster. Die Polizeidirektion lag am Rande der Kreisstadt, doch heute vermochte der Anblick der sanft gewellten Felder und sonnenbeschiedenen Golfplätze des Voralpenlandes ihn nicht aufzuheitern.

»Weißt du, was Euphemia bedeutet?«, fragte er, mit dem Rücken zu Grabmeier gewandt. »Frau von gutem Ruf.«

Er hatte es einmal in einem Zeitungsartikel gelesen. Es standen oft Artikel über Dr. Frisse in der Lokalzeitung, denn der Landkreis im Osten Münchens war arm an Prominenten und die Lokalpatrioten sonnten sich gern im Glanz einer Frau, die in ganz Bayern bekannt – manche sagten: berüchtigt – war.

»Den guten Ruf wird sie verlieren, wenn herauskommt, dass sie eine Mörderin ist.«

Schulz drehte sich um. »Aber wann wird das sein? Bis jetzt haben wir nur Indizien.«

»Nur Indizien? Jetzt hör aber auf, Herbert. Die Frisse hat die Lenz als Letzte gesehen, sie hat sich mit ihr gestritten, sie hat uns mehrfach angelogen. Was willst du denn noch? Einen Augenzeugen?«

Ja, dachte Schulz. Und bei einer Verdächtigen wie Dr. Euphemia Frisse sollte dieser Zeuge am besten gleich der Papst selbst sein. Aber natürlich war das utopisch und natürlich hatte Grabmeier recht. »Hast du schon eine Idee, warum es bei dem Streit wirklich ging?«

»Nein. Aber wir können beweisen, dass die Version der Frisse von vorn bis hinten erlogen ist. Ich habe Becker darauf angesetzt, mehr über das Verhältnis zwischen den beiden Frauen herauszufinden.«

Schulz dachte an den neuen Oberkommissar, der vor weni-

gen Wochen aus München hierher aufs Land gewechselt war. Erleichterung breitete sich in ihm aus. Grabmeier war ein leidenschaftlicher Polizist, aber er hatte keinerlei politisches Gespür. Wie einem Nashorn, das die Ameisen unter seinen Hufen nicht spürt, war es ihm egal, wem er bei seinen Ermittlungen die Zehen zerquetschte. Aber Lutz Becker war ein Mann auf dem Weg nach oben.

»Oh gut. Ich bin sicher, er wird diskret vorgehen. Ich möchte nicht, dass die Presse von einem möglichen Verdacht gegen Dr. Frisse erfährt, bevor wir nicht Beweise haben.«

Grabmeier zuckte seine mächtigen Achseln. »Natürlich. Aber es war die Frisse, das sagt mir mein Instinkt.«

In diesem Moment klopfte es, und eine junge Polizistin steckte ihren Kopf durch die Bürotür herein: »Dr. Frisse ist jetzt da.«

Grabmeier erhob sich sofort und erstaunlich schnell für einen Mann, der solche Massen in Bewegung setzen musste. »Setzen Sie sie in Vernehmungsraum 1. Und sagen Sie Oberkommissar Becker Bescheid.«

Der Kopf verschwand.

»Ich nehme an, du brauchst mich nicht mehr?« Grabmeier war schon auf dem Weg zur Tür.

»Nein. Aber tu mir einen Gefallen und tritt Dr. Frisse nicht auf zu viele Zehen.«

»Natürlich.« Es klang nicht überzeugend, doch bevor Schulz etwas erwidern konnte, war Grabmeier verschwunden.

*

Wenn Dr. Euphemia Frisse sich in einem Raum aufhielt, dann wirkte dieser Raum überfüllt – unabhängig von seiner Größe und unabhängig davon, wie viele Leute schon darin waren. So empfand es zumindest Oberkommissar Lutz Becker, der mit ihr in Vernehmungsraum 1 auf das Eintref-

fen von Hauptkommissar Grabmeier wartete. Dies lag weniger an Euphemia Frisses Größe von über einem Meter und achtzig oder an ihrer kräftigen Statur, sondern an ihrer Autorität, die man genauso wenig ignorieren konnte wie ein Gewitter, das sich über einem zusammenbraute, oder wie einen Felsbrocken, der einem in den Weg gerollt war. Sie erinnerte Becker an die Direktorin seiner Grundschule, die die Fähigkeit besessen hatte, nur durch das Heben ihrer Augenbrauen eine Klasse Sechsjähriger in kleine Statuen zu verwandeln, die in vorbildlicher Haltung hinter ihren Pulten verharrten.

Im Gegensatz dazu beschränkte sich Dr. Frisse allerdings nicht auf ihre Mimik. Ihre Waffe war ihre Stimme und diese Stimme war der bayrischen Öffentlichkeit seit Jahren bekannt. Sie erscholl regelmäßig auf Podiumsdiskussionen, im Fernsehen und im Radio, wo ihre Besitzerin ihre Meinung zu allen Themen aus den Bereichen Familienpolitik und Erziehung kundtat und gegen alles wettete, was zwar mit Sex, nichts aber mit der Missionarsstellung zwischen Eheleuten zum Zwecke der Fortpflanzung zu tun hatte. Dr. Euphemia Frisse war nicht nur Lehrerin für Deutsch und katholische Religion am selben Gymnasium, an dem Christine Lenz unterrichtet hatte, sondern auch eine bekannte Abtreibungsgegnerin und habilitierte Theologin, die keine Gelegenheit ausließ, die Rückkehr zu einer strikteren Sexualmoral zu fordern.

Und das war die Frau, die von Hauptkommissar Hans Grabmeier, der in diesem Moment den Raum betrat, verdächtigt wurde, das fünfte Gebot gebrochen zu haben.

Becker war überzeugt, dass sein Kollege sich irrte.

*

Wenige Minuten später lehnte Lutz Becker sich auf seinem harten Metallstuhl zurück. Er hatte die Formalitäten erledigt,

jetzt würde Hans Grabmeier die Vernehmung leiten. Becker war froh darüber, denn er hielt diese Vernehmung für einen weiteren Fehler des SOKO-Leiters.

»Wir werden sie unter Druck setzen«, hatte Grabmeier morgens gesagt.

»Wir haben nichts, womit wir sie unter Druck setzen können«, hatte Becker erwidert, und er musste es wissen, denn es war seine Aufgabe, die Theologin zu durchleuchten. Bisher hatte er nur einen winzigen Fleck auf ihrer blütenweißen Weste entdeckt. Einen Fleck zudem, der sicherlich nichts mit dem Tod von Christine Lenz zu tun hatte. Doch Grabmeier hatte seine Warnung ignoriert, wie er alle Beiträge Beckers der vergangenen zwei Wochen ignoriert hatte.

»Frau Dr. Frisse«, begann er jetzt, »wir möchten noch einmal Ihre Aussage zu den Ereignissen am Mittag des 17. Juni durchgehen, des Tages, an dem Ihre Kollegin Christine Lenz getötet wurde.«

»Das wäre dann das dritte Mal«, erwiderte die Theologin mit ihrer tiefen Stimme, mit der sie den Bass eines jeden Männerchores hätte unterstützen können. »Ich hoffe, dass diese Wiederholungen einem anderen Zweck dienen als dem, mir meine Zeit zu stehlen.«

»Natürlich. Es gibt da noch einige Unklarheiten.«

»Tatsächlich? Da bin ich ja gespannt. Im Allgemeinen pflege ich mich so klar auszudrücken, dass selbst Fünftklässler mir mühelos folgen können.«

Becker sah, wie sich Grabmeiers buschige Augenbrauen einander näherten, doch der Hauptkommissar ging auf die Spitze nicht ein. »Kommen wir zum 17. Juni. An diesem Tag haben Sie bis vierzehn Uhr in der Klasse 8a Deutsch unterrichtet, während Frau Lenz nebenan die 9b unterrichtete. Es war die letzte Schulstunde des Tages. Nach dieser Stunde gingen Sie hinüber in das Klassenzimmer von Frau Lenz. Richtig?«

Dr. Frisse bejahte und Grabmeier fuhr fort: »Sie haben

ausgesagt, dass Sie zu Frau Lenz gingen, um sich zu beschweren. Nach Ihrer Aussage war es im Klassenzimmer Ihrer Kollegin wiederholt so laut geworden, dass Sie sich nebenan gestört fühlten. Richtig?«

»Haben Sie schon einmal versucht, dreißig 14-Jährigen die Feinheiten des deutschen Konjunktivs beizubringen? Das wird nicht dadurch erleichtert, dass alle fünf Minuten Geräusche aus dem Nachbarzimmer dringen, als würden dort die Kinder über Tische und Bänke toben. Selbstverständlich habe ich mich bei Frau Lenz beschwert. Darüber hinaus wollte ich mich auch bei Dr. Strobel beschweren.«

»Ach ja, der Direktor des Gymnasiums. Wir haben mit ihm gesprochen. Er hat ausgesagt, dass Sie sich bereits früher wiederholt über Frau Lenz beschwert haben, jedoch nicht am Freitag, den 17. Juni.«

»Kein Wunder«, erwiderte Dr. Frisse. »Dr. Strobel war bereits gegangen.«

»Und was geschah am folgenden Montag?«, fragte Grabmeier. »Warum haben Sie sich da nicht beschwert?«

»Am Montag? Es wäre wohl kaum passend gewesen, mich über eine Kollegin zu beschweren, die vermisst wurde.«

»Sehr zurückhaltend von Ihnen. Allerdings hat Dr. Strobel Frau Lenz erst am Dienstagmittag als vermisst gemeldet.«

»Na und? Frau Lenz fehlte bereits am Montag in der ersten Stunde, solche Informationen machen im Kollegium schnell die Runde.«

»Und im Gegensatz zu Dr. Strobel, der zunächst davon ausging, dass Frau Lenz vielleicht nur erkrankt war, und versuchte, sie telefonisch zu erreichen, nahmen Sie gleich das Schlimmste an?«

Grabmeiers ungläubiger Ton ließ Dr. Frisse unbeeindruckt. »Natürlich nicht, trotzdem schien es mir nicht passend.«

»Ah ja.«

Grabmeier ließ die Worte einen Augenblick in der Luft hängen, doch die Lehrerin reagierte nicht. Becker hätte es

ihm vorher sagen können. Euphemia Frisse war von einer bemerkenswerten Gelassenheit. Durch unzählige Podiumsdiskussionen schlachterprobt, ließ sie sich nicht so einfach unter Druck setzen. Aber genau das wollte Grabmeier. Becker fragte sich besorgt, wie weit der Hauptkommissar gehen würde.

Zunächst hielt er sich noch zurück. »Wie reagierte Frau Lenz auf Ihre Vorhaltungen?«

»Sie bat mich, nicht zu Dr. Strobel zu gehen. Sie behauptete, sie habe derzeit persönliche Probleme und dass sich die Situation bald bessern werde.«

Die Information war neu. Becker beugte sich interessiert vor. »Persönliche Probleme? Wissen Sie, was sie damit meinte?«

Dr. Frisse zögerte, dann schüttelte sie den Kopf.

»Sind Sie sicher?«, hakte Becker nach.

»Ich vermute, dass sie sich Sorgen um ihren Mann machte.«

»Aber Sie haben nicht nachgefragt? Warum nicht? War es Ihnen egal, wie Ihre Kollegin sich fühlte?«

Grabmeier hatte die Frage gestellt. Die Theologin sah ihn verärgert an. »Das Verhältnis zwischen Frau Lenz und mir war nicht derart, dass sie mit mir über persönliche Angelegenheiten gesprochen hätte. Zumal ich nicht wüsste, was diese mit der mangelnden Disziplin in ihrer Klasse zu tun gehabt haben sollten. Hauptkommissar Grabmeier, das hatten wir doch alles schon. Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was das für Unklarheiten sind, deretwegen ich hier bin?«

»Dazu komme ich gleich. Bis wann etwa dauerte Ihre Auseinandersetzung mit Frau Lenz?«

»Bis zwanzig nach zwei, wie Sie sehr wohl wissen. Anschließend bin ich direkt nach Hause gegangen und um halb vier habe ich Pfarrer Junghans aufgesucht, um mit ihm über die Sommerferienbetreuung für die behinderten Kinder

unserer Gemeinde zu sprechen. Wie Ihnen Pfarrer Junghans zweifellos bestätigt haben wird.«

»Nur leider konnte weder er noch jemand anders bestätigen, was Sie in der Stunde getan haben, die auf den Streit folgte. Niemand konnte bestätigen, dass Sie nach dem Gespräch wirklich nach Hause gegangen sind. Außerdem liegt Ihr Haus direkt neben der Schule, in einer einsamen Seitenstraße, nicht weit von dem Teich entfernt, in dem die Leiche gefunden wurde.«

»Ich würde eine Straße, die um die Mittagszeit von mehreren hundert Schülern bevölkert wird, kaum als einsam bezeichnen.«

Grabmeier hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Ihr Gespräch mit Frau Lenz dauerte bis zwanzig nach zwei, da waren alle Schüler bereits weg. Zumindest hat sich keiner gemeldet, der Sie oder Frau Lenz gesehen hat – ob allein oder zusammen. Tatsächlich haben wir überhaupt niemanden gefunden, der Frau Lenz nach zwanzig nach zwei noch gesehen hat – obwohl Ammerbach ein kleiner Ort ist und sie als Lehrerin dort jedem bekannt war. Stattdessen haben wir ihre Leiche gefunden, ganz in der Nähe des Ortes, an dem Sie sich gestritten haben. Haben Sie dafür vielleicht eine Erklärung?«

»Ich denke doch, dass es Ihre Aufgabe ist, nach Erklärungen zu suchen.«

»Nun denn.« Grabmeier, der bis jetzt gerade auf seinem Stuhl gesessen hatte, beugte sich vor und senkte ein wenig den Kopf. »Ich habe in der Tat eine Erklärung«, sagte er. »Ich glaube, dass Frau Lenz nach ihrem Gespräch mit Ihnen nicht mehr gesehen wurde, weil sie nicht mehr lebte.«

Eine steile Falte erschien auf Dr. Frisses Stirn. »Das ist lächerlich.«

Grabmeier ignorierte den Einwand. »Ich glaube, dass Sie beide gemeinsam die Schule verließen und dass dann Ihr Streit eskalierte. Ich glaube, dass Frau Lenz versuchte, vor

Ihnen zu fliehen, und dabei hinfiel, wie die Schürfwunden an ihren Knien beweisen. Dann nahmen Sie einen Stein und schlugen dreimal auf ihren Kopf ein, wie die Verletzungen an der Leiche beweisen. Und schließlich versteckten Sie die Tote in dem nahe gelegenen Weiher.«

Becker hätte bei diesen Worten am liebsten gestöhnt. Er hatte befürchtet, dass Grabmeier Euphemia Frisse direkt beschuldigen würde, wie sonst hätte dieser den Druck ausüben sollen, von dem er morgens gesprochen hatte? Trotzdem hielt er es für einen Fehler. Sie hatten nichts in der Hand, doch nun würde Euphemia Frisse offiziell als Verdächtige gelten und Grabmeier sie auf ihre Rechte hinweisen müssen. Doch bevor der Hauptkommissar dies tun konnte, fragte Dr. Frisse mit immer noch gelassener Stimme:

»Hauptkommissar Grabmeier, wollen Sie mir wirklich unterstellen, dass ich im Streit eine Kollegin getötet habe, nur weil ich mich durch den Lärm in ihrer Klasse belästigt fühlte?«

»Oh, keineswegs. Die Frage ist allerdings, worum ging der Streit wirklich? Wir haben eine weitere Kollegin von Ihnen befragt: Frau Lisa Wohlfahrt. Sie hat an dem fraglichen Freitagmittag im Klassenzimmer auf der anderen Seite von Frau Lenz unterrichtet und im Gegensatz zu Ihnen keinen Lärm aus der 9b gehört!«

Die letzten Worte stieß Grabmeier beinahe triumphierend hervor. Becker war klar, dass jetzt nach Ansicht seines Chefs der Höhepunkt der Vernehmung gekommen war. Genauso klar war allerdings, dass Dr. Frisse gar nicht daran dachte, sich ans Drehbuch zu halten. Welche Reaktion Grabmeier auch erwartet hatte, er bekam sie nicht. Euphemia Frisse schaute lediglich etwas erstaunt drein und bevor sie etwas erwidern konnte, wurde die Tür zum Vernehmungsraum geöffnet und ein uniformierter Polizist kam herein. Becker wusste, dass etwas Wichtiges geschehen sein musste, wenn der Mann es wagte, mitten in die Vernehmung zu platzen.

Der Polizist ging direkt zu Grabmeier, der ihn mit einem wütenden Blick bedachte, und flüsterte ihm etwas zu, doch Beckers ausgezeichnete Ohren verstanden die Worte trotzdem:

»Da ist eine Frau am Empfang, die behauptet, Christine Lenz am Nachmittag des 17. Juni in München gesehen zu haben.«

LESEPROBE

3

»Sie wollte Sie als Leihmutter engagieren?«

Die Ungläubigkeit in der Stimme Hauptkommissar Grabmeiers schwappte Johanna entgegen wie eine Welle. Sie nahm es ihm nicht übel, sie hatte es ja selbst kaum glauben können, als Christine Lenz mit ihrem Anliegen herausgerückt war. Doch in der Stimme des Hauptkommissars schwang noch mehr mit, eine latente Aggressivität, die Johanna sich nicht erklären konnte und die sie irritierte.

»Ja«, bestätigte sie daher kurz.

Grabmeier, der bisher zurückgelehnt auf seinem Bürostuhl gesessen hatte, beugte sich vor und stützte seine feisten Ellbogen auf den Schreibtisch. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen – oder nur um die Zähne zu fletschen? –, dann schloss er ihn wieder und warf einen Blick zum Fenster. Dort saß ein zweiter Polizist, der Johanna sofort sympathisch gewesen war. Er hatte sich ihr zu Beginn der Besprechung als Oberkommissar Lutz Becker vorgestellt und seitdem nichts mehr gesagt, sondern ihre Aussagen in einem Laptop mitprotokolliert. Zumindest vermutete Johanna, dass er dort nicht seine digitale Einkaufsliste tippte und dass er auch nicht nur zur Dekoration diene, wozu er zweifellos geeigneter gewesen wäre als sein fatter Kollege.

Doch jetzt sagte Becker: »Sie sind also dem Opfer, Christine Lenz, am 17. Juni nach sechs Uhr abends auf dem Alten Südfriedhof in München begegnet. Sie kannten die Frau bis dahin nicht und hatten sie auch noch nie gesehen. Trotzdem hat Frau Lenz Sie angesprochen und Sie in ein Gespräch verwickelt und Sie dann gefragt, ob Sie ihr Kind austragen würden.« Er warf Johanna einen durchdringenden Blick zu. »Richtig?«

Sie nickte. »Ich weiß, dass es verrückt klingt, aber so war es. Und ich bin mir sicher, dass es die Frau auf den Fotos

war«, ergänzte sie mit einer kleinen Kopfbewegung zu den Bildern, die inmitten des Chaos auf dem Schreibtisch des Hauptkommissars lagen, darunter auch das Foto aus der Zeitung.

Becker schwieg. Johanna konnte sehen, dass auch er Zweifel hatte, und einen Moment später fasste er diese in Worte: »Frau Bischoff, sind Sie sicher, dass ...«

» ... dass ich mir das nicht nur eingebildet habe? Ich versichere Ihnen, so überspannt bin ich nicht. Und ich erlaube mir auch keinen Scherz mit Ihnen.«

Langsam begann Johanna, sich zu ärgern. Sie war nicht den ganzen Weg hierher geeilt, nur damit die Polizei jetzt jedes ihrer Worte bezweifelte. Als ihr klar geworden war, dass sie – zumindest wenn der Zeitungsartikel im *Kreisanzeiger* in diesem Punkt noch aktuell war – die Letzte war, die Christine Lenz gesehen hatte, war sie sofort zu ihrem Wagen zurückgekehrt, hatte Mona angerufen, um anzukündigen, dass sie später kommen würde, und war dann hierher gefahren. Hier, das war die Kriminalpolizeiinspektion in der Kreisstadt des Landkreises, zu dem Ammerbach gehörte. Ammerbach selbst war viel zu klein, um eine eigene Polizeistation zu beherbergen.

Becker sagte beschwichtigend: »Natürlich nicht. Aber kann es nicht sein, dass Frau Lenz sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat?«

»Nein, das habe ich zuerst auch gedacht. Doch es war ihr bitterernst.« *Sie sind meine letzte Hoffnung!* »Frau Lenz machte keinen Witz, sie war auch nicht betrunken oder verwirrt. Sie sagte, sie und ihr Mann wünschten sich sehnlichst ein Kind, könnten aber auf natürlichem Wege keins bekommen.«

»Und deshalb wollte sie ein Kind von Ihnen?«

Grabmeier hatte die Frage in neutralem Ton gestellt, doch Johanna war sich nicht sicher, ob sie nicht trotzdem sarkastisch gemeint war. »Natürlich nicht. Sie wollte, dass ich ihr

Kind *austrage*. Ein Kind von ihr und ihrem Mann, gezeugt in einer Petrischale aus einer ihrer Eizellen und dem Sperma ihres Mannes. Die beiden wären die genetischen Eltern gewesen.«

»Ah ja, der Ehemann von Frau Lenz. Er war nicht zufällig auch dabei?«

Johanna musterte Grabmeier irritiert. Was war das für eine seltsame Frage? Aus den Augenwinkeln bemerkte sie eine Bewegung und als sie zum Fenster schaute, sah sie, dass Oberkommissar Becker seinem Chef einen verwunderten Blick zuwarf.

»Nein, das hätte ich gesagt.«

»Hat Frau Lenz ihn sonst irgendwie erwähnt? Was sagte denn ihr Mann überhaupt zu ihren Plänen?«

Johanna dachte einen Moment nach. »Sie vermittelte den Eindruck, dass ihr Mann mit ihrem Plan, mich zu fragen, einverstanden sei.«

»Hat sie das explizit erwähnt?«

Sie schüttelte den Kopf und für eine Weile herrschte Schweigen. In die Stille drangen die betriebsamen Geräusche des Polizeialltags. Auf dem Gang klapperte eine Tür, jemand rief etwas Unverständliches.

Johanna dachte an den Nachmittag auf dem Südfriedhof zurück. Natürlich hatte sie zuerst vermutet, Christine Lenz wolle ihr einen Streich spielen. Sie war so überrumpelt gewesen, dass sie zunächst gar nichts antwortete und die andere nur fassungslos anstarrte. Dann beschlich sie der Verdacht, bei *Verstehen Sie Spaß?* oder in einer anderen idiotischen TV-Show gelandet zu sein. Sie schaute sich um auf der Suche nach versteckten Kameras. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie erkannte, dass es der Frau bitterernst und dass dies keine spontane Idee war. Christine Lenz hatte den Überfall – als solchen empfand Johanna ihn – genau geplant und ihre Argumente genau zurechtgelegt. Und bevor Johanna irgendetwas erwidern konnte, hatte die andere

begonnen, ihre Geschichte zu erzählen und diese Argumente abzuschließen.

Grabmeier riss Johanna aus ihren Gedanken. »Frau Bischoff, erwarten Sie wirklich, dass wir Ihnen das glauben? Dass wir Ihnen glauben, dass Sie auf einem Friedhof von einer wildfremden Frau angesprochen wurden, mit ihr eine Weile Smalltalk machten und dass diese Frau Sie dann ganz nebenbei fragte, ob Sie nicht für sie die Leihmutter spielen würden?«

»Nicht ganz.«

»Nicht ganz? Dann geben Sie also zu ...«

Johanna unterbrach ihn. »Christine Lenz hat mich nicht zufällig oder nebenbei gefragt. Sie hat gezielt mich angesprochen, um mich zu bitten, ihr Kind auszutragen.«

»Und wieso hätte Sie das tun sollen?«

Johanna seufzte innerlich. Es wäre ihr lieber gewesen, das, was sie als Nächstes sagen musste, für sich zu behalten. »Weil sie überzeugt war, ich würde ihr Angebot annehmen. Sehen Sie, sie hatte ein Gespräch belauscht.«

*

Das Gespräch hatte vor dreizehn Tagen stattgefunden, drei Tage vor der Begegnung auf dem Alten Südfriedhof.

Johanna hatte sich wieder einmal verspätet. Ein großer Teil des Biergartens *Zur Linde* lag bereits im Schatten seiner Namensgeberinnen, als sie endlich ankam, doch Mona Landauer hatte sich einen der wenigen Plätze ausgesucht, an dem sie von den letzten Sonnenstrahlen gewärmt wurde. Als Johanna zu ihr trat, wollte sie sich erheben, doch Johanna winkte ab. Stattdessen beugte sie sich über ihre Freundin und umarmte sie vorsichtig. Dann berührte sie kurz Monas Bauch.

»Du siehst fantastisch aus.«

Mona strahlte. Es war ein Leuchten, das tief aus ihrem

Innern zu kommen schien. Sie war im achten Monat mit Zwillingen schwanger und hätte jederzeit Modell stehen können für eine Skulptur mit dem Namen *Allerbester Hoffnung*. »Ich fühle mich auch fantastisch.« Sie musterte Johanna kritisch. »Du dich allerdings nicht, oder? Was ist passiert? Am Telefon sagtest du, du müsstest mir etwas erzählen.«

Johanna setzte sich. »Ich habe gekündigt.«

Mona verschüttete vor Schreck etwas Apfelschorle. »Nicht wahr! Du hast Rainer, dem alten Sklaventreiber, wirklich gesagt, dass du gehst?« Als Johanna nickte, klatschte sie in die Hände. »Wie wundervoll! Erzähl!«

»Viel gibt's da eigentlich nicht zu erzählen. Ich bin gestern aus Indien zurückgekommen ...«

»Wieso eigentlich erst gestern? Ich dachte, das Projekt dort sollte drei Wochen dauern, nicht sieben.«

»Tja, Rainer hatte sich mal wieder verschätzt. Und nicht nur in der Hinsicht. Als ich heute Morgen ins Büro kam, wartete er schon auf mich. Mit einem Flugticket nach China. Dabei hatten wir vor Indien ausgemacht, dass das meine letzte Auslandsreise für dieses Jahr sein sollte, dass ich mich für mindestens ein halbes Jahr bei 50-Wochen-Stunden in München entspannen dürfte. Und da wurde mir klar, dass es nie meiner Vorstellung von einem gelungenen Leben entsprochen hat, dieses Leben ausschließlich in fremden Büros und Konferenzräumen und Hotelzimmern zu verbringen.«

»Und dann hast du gekündigt, einfach so?«

Johanna lächelte. »Erst bin ich ausgeflippt.«

»Und du hast nicht vor, die Kündigung zurückzuziehen?«

Johanna schüttelte vehement den Kopf.

»Und ab wann hast du frei?«

»Schon in zwei Wochen, weil ich noch so viel Resturlaub habe.«

»Das müssen wir feiern.« Mona winkte die Kellnerin heran, um Prosecco zu bestellen. Die Kellnerin brachte das

Gewünschte, nicht ohne einen kritischen Blick auf Monas gewölbten Bauch zu werfen. Mona rollte mit den Augen, dann hob sie ihr Glas. »Auf deine Zukunft als freier Mensch!« Sie stieß mit Johanna an, trank jedoch nur wenige Schlucke. »Und was hast du jetzt vor?«

Johanna musste angesichts des Enthusiasmus ihrer Freundin lachen. »Hey, ein Schritt nach dem anderen. Meine Kündigung ist erst zehn Stunden her. Ich habe noch keine Pläne gemacht.«

»Ach, Pläne ...« Mona wedelte sie mit einer Handbewegung beiseite. »Was ist mit Träumen?«

»Träumen?«

»Ja. Du hast jetzt Zeit, du hast genug Geld, um einige Monate nicht zu arbeiten, was wolltest du schon immer mal tun?«

Johanna trank nachdenklich noch einen Schluck Prosecco, doch auf einmal schmeckte er fad. »Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich und fühlte sich dabei unzulänglich. Nein, sie hatte keine Träume. Wann hätte sie die entwickeln sollen? Sie war in den letzten Jahren so damit beschäftigt gewesen, der beruflichen Realität hinterherzulaufen, dass sie kaum Zeit für ihr Privatleben, geschweige denn zum Träumen gefunden hatte.

»Wie wäre es mit einer Weltreise?«

»Bloß keine Reisen. Lieber kaufe ich mir den gemütlichsten Liegestuhl, den ich finden kann, und verankere mich damit auf meinem Balkon.«

»Oh, da hätte ich eine bessere Idee. Komm doch zu uns. Wir haben zwei sehr bequeme Liegestühle und wenn meine beiden Schätzchen hier«, Mona schaute auf ihren Bauch hinunter, »weiterwachsen wie bisher, dann kann ich mich bald nicht mehr erheben. Es wäre wundervoll, mit dir den Sommer auf unserer Terrasse zu verbringen.«

Johanna war einen Augenblick verblüfft über das großzügige Angebot, doch dann fragte sie sich, wieso. Mona

hatte schon immer einen ausgeprägten Nestbautrieb besessen und sie liebte nichts mehr, als ihre Familie und ihre Freunde um sich zu versammeln. Mit einem Mal beneidete Johanna ihre beste Freundin. Nicht um ihre Familie und nicht um die Geborgenheit ihres Zuhauses, sondern um ihre Gewissheit. Mona wusste genau – und hatte es schon immer gewusst –, was sie wollte: Kinder und einen Mann und noch mehr Kinder. Johanna schaute auf Monas immensen Babybauch und plötzlich beneidete sie sie auch darum. Er schien alles zu symbolisieren, was ihr in diesem Moment erstrebenswert erschien: einen Traum, ein Ziel und den Weg dorthin.

»Ich wäre auch gerne schwanger«, platzte sie heraus.

»Du?« Mona brach in lautes Lachen aus.

Zu ihrer eigenen Überraschung fühlte Johanna sich gekränkt, obwohl sie die Reaktion verstehen konnte. Sie selbst, schwanger? Was redete sie da? Und doch ... »Warum nicht? Wenn ich dich so anschau, dann muss es ein tolles Gefühl sein.«

»Oh, das ist es – wenn man mal von Morgenübelkeit, Rückenschmerzen und Sodbrennen absieht. Und nicht nur, weil du zur Belohnung hinterher jahrelang Babygebrüll, stinkende Windeln und Schlafmangel ertragen darfst. Ich finde, eine Schwangerschaft an sich ist wundervoll. So wundervoll, dass ich es gar nicht beschreiben kann.« Sie versuchte es trotzdem. »Schwangersein ist das aufregendste Abenteuer, das man sich vorstellen kann. Man entdeckt seinen Körper ganz neu. Alle Sinne werden schärfer, die Wahrnehmung aller Dinge verändert sich. Es ist die intensivste Erfahrung, die man machen kann.«

»Woran liegt das?«

Mona dachte lange nach. »Vielleicht daran, dass es eine Erfahrung ist, die sich in uns abspielt. Sie kommt, außer am Anfang natürlich, ganz ohne äußere Einwirkungen aus. Und doch verändert sie deinen Körper viel stärker, als äußere Einflüsse es jemals könnten. Und du veränderst dich mit

ihm.«

Johanna beobachtete halb amüsiert, halb neidisch, wie der Blick ihrer Freundin sich verklärte. »Was ist mit Macht?«

»Natürlich, das ist auch ein Teil der Faszination. Ein Lebewesen hängt von dir ab, du hast die Macht, es in deinem Körper wachsen und gedeihen zu lassen.«

Johanna nickte. Wachsen und Gedeihen, vielleicht war es das, wonach sie sich in diesem Moment sehnte. Eine Schwangerschaft hatte etwas Ursprüngliches, Natürliches, wofür man keinen Computer, keinen Laptop, keinen Blackberry brauchte. »Nun, vermutlich wäre eine Schwangerschaft ein lohnenderes Projekt als viele derer, die ich in den letzten Jahren durchgeführt habe.«

»Zumindest hättest du am Ende ein sehr, sehr konkretes Ergebnis. Das Ganze hat nur einen Haken ...«

Johanna griff nach dem fast vollen Proseccoglas ihrer Freundin und hob es wie zu einem Toast. »Genau: Ich will keine Kinder!«

*

»Und dieses Gespräch fand in einem Biergarten in Ammerbach statt?« Oberkommissar Becker hatte die Frage gestellt. Johanna hatte sich während ihres Berichts fast ausschließlich ihm zugewandt, da sie instinktiv gespürt hatte, dass er mehr Verständnis für ihre Geschichte zeigen würde.

»Ja. Meine Freundin hat dort ein Haus. Ich selbst lebe in München.«

»Und Frau Lenz hat ihr Gespräch belauscht?«

Johanna nickte. »Sie sagte, sie habe am Nebentisch gesessen.«

»Können Sie sich daran erinnern?«

»Nein. Aber das heißt nichts. Ich habe mich auf das Gespräch mit meiner Freundin konzentriert. Ich kriege selten mit, was an Nachbartischen passiert.«

»Aber Frau Lenz bekam mit, was an ihrem Nachbartisch gesagt wurde«, sagte Becker nachdenklich. »Sie hörte, wie Sie sich wünschten, schwanger zu sein.«

Johanna versuchte, das aufkeimende Schuldgefühl zu unterdrücken. »Ja«, gab sie zu. »Aber es war nur ein Witz, eine Spinnerei, eine fantastische Idee, die einen mal überkommt, aber die man nicht wirklich umsetzen möchte. Doch Christine Lenz hat das nicht verstanden. Sie dachte, es sei mir ernst. Sie glaubte wirklich ...« Sie schüttelte den Kopf, immer noch verwundert über das, was ihre harmlose Bemerkung ausgelöst hatte.

»Das heißt, Sie lehnten Frau Lenz' Angebot ab?«

»Natürlich.« Sie betrachtete Becker verblüfft. Hatte er wirklich gedacht, sie hätte das Angebot angenommen? Hatte er deswegen zunächst an ihrer Aussage gezweifelt? Doch sie fragte ihn nicht danach, sie war froh, dass wenigstens er ihr endlich zu glauben schien. Johanna schaute kurz zu Hauptkommissar Grabmeier hinüber, der sie mit abweisendem Blick musterte.

»Und wie hat Frau Lenz auf diese Ablehnung reagiert?«, erkundigte sich Oberkommissar Becker.

Ein leichter Schauer lief Johannas Rücken hinunter. »Sie wurde hysterisch. Sie begann, auf mich einzureden. Sie wollte mich unbedingt überreden, überzeugen. Sie sagte, ich sei ihre letzte Hoffnung ...«

»Wusste Frau Lenz, dass Leihmutterchaft in Deutschland verboten ist?«

»Ja. Sie schien erst zu denken, dass es das war, was mich abschreckte. Sie sagte, niemand würde es merken, wir müssten nur für die Geburt ins Ausland gehen, in die USA oder nach England.«

»Es klingt, als habe sie das genau geplant.«

Johanna nickte. Sie wusste, dass sie jetzt am entscheidenden Punkt des Gesprächs angelangt waren, und sie sah Becker an, dass er es auch wusste.

»Frau Bischoff, Sie sagen, Frau Lenz war Ihnen fremd. Können Sie mir erklären, wie es kam, dass sie Ihnen – ein paar Tage, nachdem sie zufällig Ihr Gespräch in einem Biergarten belauscht hatte – dreißig Kilometer von ebendiesem Biergarten entfernt auf einem Münchner Friedhof begegnete?«

»Ich kann es nicht. Sie sagte, es wäre ein Zufall.«

»Glaubten Sie ihr das?«

Johanna verneinte. Sie hatte sich über diesen Punkt viele Gedanken gemacht, aber es war einfach unwahrscheinlich. Christine Lenz' Vorgehen war zu gezielt gewesen. Sie hatte sich auf die Begegnung mit Johanna gründlich vorbereitet. »Christine Lenz hatte diese Begegnung geplant. Aber ich habe keine Ahnung, woher sie wusste, dass ich an dem Tag auf dem Südfriedhof sein würde.«

»Gehen Sie um diese Zeit häufig dort spazieren?«

»Nein, nie.«

»Sie sagen, Sie waren mit einer Freundin im Biergarten, einer Mona Landauer. Ist es möglich, dass diese Frau Lenz verraten hat, wo sie Sie finden kann?«

Johanna schüttelte den Kopf.

»Haben Sie sie danach gefragt?«

»Nein, aber ich habe ihr von der Begegnung erzählt. Mona hätte es mir gesagt, wenn sie einer Fremden Informationen über mich gegeben hätte.«

»Sind Sie da sicher?«, blaffte Grabmeier plötzlich. Er hatte den Dialog zuletzt schweigend verfolgt, sodass Johanna seine Anwesenheit fast vergessen hatte. Die Männer saßen so, dass sie sie nicht beide gleichzeitig im Blick haben konnte. Zum ersten Mal ging ihr auf, dass das vermutlich Absicht war, und sie fühlte sich in die Zange genommen.

»Natürlich«, versetzte sie ärgerlich. »Meine Freundin gibt wohl kaum wildfremden Menschen meine Adresse. Sie betreibt schließlich keine Leihmutteragentur.«

Grabmeier machte ein Gesicht, als fände er diesen Punkt

durchaus zweifelhaft. »War sonst jemand in dem Biergarten, der Frau Lenz Ihre Adresse hätte geben können? Jemand vom Personal oder einer von den Gästen?«

»Nein, niemand. Ich war erst zum dritten oder vierten Mal dort. Ich kenne überhaupt nur eine Handvoll Menschen in Ammerbach.« Paul, schoss es ihr durch den Kopf, aber sie schob den Gedanken sofort beiseite.

»Ah ja.« Mehr sagte Grabmeier nicht.

Johanna nutzte die Gelegenheit und fragte: »Gibt es denn schon etwas Neues? Haben Sie den Täter mittlerweile gefasst?«

»Nein.«

Sie hatte es befürchtet. »Und halten Sie es für möglich, dass der Mord an Frau Lenz mit meinem Gespräch mit ihr zusammenhängt?«

»Nein.«

Johanna hatte die Frage an Becker gerichtet, doch die Antwort kam von Grabmeier und so prompt, dass sie sich wunderte.

»Nein«, wiederholte der Hauptkommissar. »Frau Lenz wurde bestimmt nicht umgebracht, weil Sie ihr Baby nicht austragen wollten. Denn das würde ja voraussetzen, dass Ihre kleine Geschichte stimmt, und das, Frau Bischoff, kaufe ich Ihnen nicht ab.«

Es fühlte sich an wie ein Schlag in die Magengrube und Johanna schnappte unwillkürlich nach Luft. »Sie können meine Freundin fragen, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Oh, es kann schon sein, dass dieses Biergartengespräch stattgefunden hat. Vermutlich ist es das Einzige, das an Ihrer Aussage stimmt. Und vielleicht ist Ihnen dadurch die Idee zu dieser kleinen, rührenden Szene mit Frau Lenz auf dem Friedhof gekommen. Doch der Rest Ihrer Aussage enthält so viele Widersprüche, dass es für mehrere Geschichten der Gebrüder Grimm reichen würde.«

Einen Moment lang starrte Johanna Grabmeier an. Dann

sprang sie mit einer heftigen Bewegung auf, überbrückte die drei Schritte zu seinem Schreibtisch und stützte sich mit den Händen darauf. »Und können Sie mir vielleicht sagen, wieso ich mir die Mühe gemacht haben sollte, extra hierher zu fahren, um Ihnen ein Märchen aufzutischen?«, zischte sie, über Grabmeier gebeugt.

Der ignorierte ihren Ausbruch. Er hob seinen Daumen. »Erstens: Wie Sie selbst gerade zugegeben haben, gibt es keine Möglichkeit, wie Christine Lenz Sie in München gefunden haben könnte. Nach Ihrer Aussage war es einerseits kein Zufallstreffen und andererseits kann niemand Frau Lenz Ihren Aufenthaltsort verraten haben. Zweitens ...«

Johanna unterbrach ihn. Sie hatte sich wieder aufgerichtet, weil sie ihre impulsive Reaktion sofort bereut hatte. »Sie können mir doch nicht vorwerfen, dass ich nicht weiß, wie sie mich gefunden hat. Es ist doch wohl Ihre Aufgabe, das herauszufinden. Vielleicht hat sie mich verfolgt, verzweifelt genug war sie ja.«

»War sie das? Da sind Sie die Einzige, die das behauptet. Wir ermitteln seit einer Woche in diesem Fall. Wir haben mehr als hundert Leute befragt, mit ihren Verwandten und Freunden gesprochen, und niemand hat auch nur am Rande erwähnt, dass Frau Lenz Kinder wollte oder dass sie erfolglos versuchte, eins zu bekommen.«

»Das ist ja wohl kaum etwas, das man jedem auf die Nase bindet«, erwiderte Johanna scharf.

»Richtig, jedem nicht. Aber Ihrer Theorie nach anscheinend einer Wildfremden auf einem Friedhof. Aber wir haben nicht nur mit Frau Lenz' Freunden gesprochen, wir waren auch in ihrem Haus. Und auch dort haben wir nicht den kleinsten Hinweis gefunden, der Ihre Aussage bestätigen würde. So viel zu zweitens.«

»Was ist mit ihrem Ehemann, warum fragen Sie nicht den?«

Zum ersten Mal seit Beginn des Gesprächs huschte so

etwas wie ein Lächeln über Grabmeiers Gesicht. »Ach ja richtig, der Ehemann. Und damit kommen wir zu drittens. Frau Bischoff, Sie behaupten, Frau Lenz habe gesagt, ihr Ehemann sei mit ihrem Plan, Sie als Leihmutter zu engagieren, einverstanden gewesen. Und das beinhaltet ja wohl, korrigieren Sie mich, wenn ich Unrecht habe, dass er seinen Samen spenden würde ...«

» ... das hat sie angedeutet, ja. Und seinen Samen hätte sie zweifellos gebraucht ...«

Grabmeier fletschte die Zähne. »Und können Sie mir vielleicht erklären, Frau Bischoff, wie der Ehemann von Christine Lenz das hätte schaffen sollen? Der Mann liegt seit über zwei Monaten im Koma.«